

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

161 (15.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Die Linden blühen

Von Ernst Edgar Reimertz

Die Linden haben ihre Knospen erschlossen. Nun stehen sie da, wie von einem goldenen Glorienkranz umwoben und erfüllen die Luft mit ihren süßen, erinnerungsschweren Düften, so daß man es in den entferntesten Winkel der Stadt verspürt. An sonnigen Tagen steigt dann ein feines Rauhen in der Luft, das sind die fleischigen Blüten, die zu Tausenden die Lindenbäume umschwärmen und süßen Honig aus den zarten Blüten saugen. — Lindenduft ist Seemannsluft, die dieser edle deutsche Baum um sich verbreitet. Steht man ihn in der Fremde, so muß man an Deutschland denken.

Wie anspruchslos ist doch die Linde, die ohne viel Pflege selbst in den dunkelsten Großstadtwinkeln gedeiht und mit ihren hellen Blüten Licht in sie hineinträgt, denn selbst an grauen Tagen erscheint sie wie vom Sonnenglanz umwoben. — Schon unsere heidnischen Vorfahren hatten eine Vorliebe für die Linde, die Freya, der Göttin der Liebe, heilig war und in Volksliedern, Sagen und Bräuchen eine wichtige Rolle spielt. Die Wallfahrtswege in den heiligen Tagen der Germanen waren mit Linden bepflanzt, unter denen die Göttergötter (Sana deorum) standen. Diese Linden wurden an den heidnischen Baumfesten mit Kränzen geschmückt, man tanzte darunter den heidnischen Reigen zu Ehren der Gottheit, opferte und brannte abends Feuer ab. Später besteckte man die Zweige der so genannten Kirmeslinden am Kirmesentage mit Kerzen und entzündete dieselben. Lange Zeit schmückte man die heiligen Linden aus Lindenholz, das man deshalb heiliges Holz (lignum sacrum) nannte. Die Freudenfeier am längsten Tage des Jahres nannte man mit Lindenholz und die Zweige des Baumes schmückte die Bohntäfelchen am Sommerabendfest. Eine Linde zu fällen galt ehemals als Frevel, weil man glaubte, daß Geister darin wohnten, deren Leben mit dem Gedeihen des Baumes zusammenhing. Wurde es doch als lässig angesehen, gegen eine Linde auszubilden. Man glaubte, der Uebelthäter befame zur Strafe ein Geschwür auf der Auge, das nur durch Bestreichen mit drei Lindenblättern geheilt werden könne.

Im Schatten der Linden hielten unsere Vorfahren ihre Versammlungen und Gaugerichte ab, dort saßen sie wichtige Beschlüsse und feierten frohe Feste bei denen die Jugend sich im Tanz drehte. Das Alter ruhte unter dem breiten Blätterdach aus, das häufig auch die Ruhestätte der Toten beschattete, die hauptsächlich mittels Lindenholz verbrannt wurden. — Wo einst heilige Linden standen, sind Kirchen, Klöster, ja sogar ganze Städte begründet worden. Namen wie Lindenberg, Lindlos, Dreilinden, Linden (bei Hannover) erinnern noch daran. In vielen Gegenden findet man heute noch Linden, unter denen noch alter Ueberlieferung Gaugerichte abgehalten und Feste gefeiert worden sind.

Die Linde erreicht ein hohes Alter, es gibt eine Anzahl, die auf mehr als 1000 Jahre zurückblicken können. — Da der Blick nach altem Volksglauben niemals in eine Linde einschlägt, pflegte man früher auf dem Lande vielfach eine solche vor das Haus zu pflanzen. — Wehretes Vieh schlugen die Bauern mit Lindenruten; die Aeder bestreute man mit Lindenrinde, um Ungeziefer fern zu halten und durch einen Gürtel aus Lindenbast glaubte man sich gegen Zauberei schützen zu können. — Blätter und Blüten des Baumes werden immer noch als Mittel gegen allerlei Krankheiten benutzt. — Aus alledem spricht die Verehrung für die Linde, den Lieblingsbaum des deutschen Volkes, der zu allen Zeiten auch die Dichter begeistert hat. In vielen Volksliedern kommt ein Lindenbaum vor, unter dem sich Liebende treffen und in dessen Stamm sie ihre Namen einschneiden. So wurde die Linde zum Freunde und Vertrauten des Menschen, wie es in dem schönen Volksliede heißt:

Am Brunnen vor dem Tore, — Da steht ein Lindenbaum —
Ich träumt in seinem Schatten — So manches süßen Traum; —
Ich schneid in seine Rinde — So manches liebe Wort; —
Es sog in Freud und Leide — Zu ihm mich immerfort."

Eine Schreckensnacht

14. Oktober 1806. Napoleon steht mit seinen Truppen den Preußen bei Jena und Auerstädt gegenüber, schlägt sie in blutigem Ringen und treibt sie zum Rückzug.

Im Schloße des thüringischen Mühlentalschens hält der regierende Minister Wolfgang von Goethe die Nacht. Unaufhörlich dringt der Kanonendonner von den naheliegenden Schlachtfeldern an sein Ohr; er fürchtet um seinen Herrscher, den Person Karl August; mit ihm die Herzogin Luise, die allein außer ihm, während des Kampfes und Beamt schon gestorben sind, zurückgeblieben ist.



ALOIS NOLD DIE HOLLE VON CAYENNE

Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegations
Nachdruck verboten

Bei Tagesanbruch setzen wir unseren Zammernarsch fort. Langsam, schleppend ziehen wir dem ungewissen Etwas entgegen. Immer toller wird unser Zustand und immer trüger unser ohne dies schon miserables Zusammengehörigkeitsgefühl. Alle begehrt ein schreckliches Gefühl des Stumpfsinnes und der Gleichgültigkeit. Ich halte mich aufrecht. Mit aller Energie. Ich denke weiter. Ich denke an alle unsere Entbehrungen, die doch endlich einen Lohn finden müssen. Ich habe den festen Glauben an das Gelingen unserer Fahrt.

Der Griff des Todes
Wieder naht uns der Tod. Unser Kamerad Schüller aus Schwert wird von der Malaria befallen. Auch er ist nicht mehr zu retten. Grausam wütet die Seuche. Nimmt denn das Elend kein Ende? Soll ich noch einige meiner lieben Kameraden in diesem fürchterlichen Gebiete verlieren? Oder soll ich vielleicht selbst noch ein Opfer dieser Krankheit werden? Wir sitzen am Todeslager des lieben Kameraden und Freundes, des deutschen Landmannes. Tausende Meilen fern der deutschen Heimat, im Urwald. Warten in atemraubender Spannung auf die Minute, in der der gute, liebe Freund Schüller seine Augen für immer schließen und vom Tode erlöst wird. Sein Körper hebt. Es köpft in ihm. Das Fieber durchschüttelt seine Glieder. Noch einmal schlägt er seine Augen auf. Sieht uns mit bittenden Blicken an. Und dann kommt die Minute — die Sekunde — sein Herz steht still. Er ist erlöst.

Tränen rollen über unsere ohnmaächtigen blauen Wangen. Wieder einer, der nicht mehr die Heimat sehen wird.
Wir müssen Abschied nehmen. Auch ihn bedecken wir mit Palmblättern, verrieden ein stilles Gebet und dann verlassen wir den Ort, wo ein Verdammter, ein Sträfling, ein deutscher Kamerad, seine letzte Ruhe gefunden hat.

Verzagt
Der neue Verlust drückt schwer auf die Stimmung meiner Kameraden. Ich muß sie energisch aufmuntern, auszubalancieren, weiter zu marschieren. Eine große Verzweiflung war über sie gekommen.

Langsam geht der schicksalsschwere Tag zur Reise. Die feindliche Heeresmacht nähert sich der thüringischen Residenz. Schon schlagen die Kanonenkugeln der französischen Artillerie hier und dort im Stadtbereich Weimars ein. Der Minister von Goethe ist nicht mehr in der Lage, die Stadt zu verlassen. Er hat sich in die Stadt zurückgezogen und seinen siebzehnjährigen Sohn und seinen Sekretär mit Wein und Bier durch das Krautort den Feinden entgegen. Im Siegesgefühl ziehen französische Jäger und Husaren in die Stadt ein, legen die Häuser in Brand und plündern die Wohnungen. Es gelang dem Minister, sein Haus auf dem Frauenplan vor der Zerstörungsmut der Feinde zu bewahren. Aengstliche Weimarer Bürger suchten im Hinterhause ihres Dichters und Ministers vor den feindlichen Soldaten Schutz. Außer ihnen bezogen 16 eifrige Kanonieristen bei ihm Quartier. Unermüdet arbeitete seine Freundin Christiane Vulpinus, um ihnen allen Essen vorzubereiten und Nachtlager zu bereiten. Sie weiß es jedem recht zu machen und bringt mit Hilfe von Tischbeden für jeden ein weiches Lager zustande.

Im Mitternacht schlagen zwei kräftige Kolben gegen die Tür des Goetheischen Hauses. Zwei Traktanten verlangen Einlass. Die einquartierten Kanonieristen weisen sie ab. Aber da schlagen die beiden Traktanten mit ihren Gewehren noch wichtiger gegen die Tür, so daß Goethes Sekretär ihnen öffnet und ihnen Essen und Trinken gibt. Die beiden Franzosen stürzen sich und verlangen dann im Rauche ihres Sieges den Hausherrn Goethe zu sprechen. Am Schloßhof erscheint der Dichter, ein Licht in der Hand, auf der Treppe. Seine ehrwürdige Gestalt läßt ihnen Respekt ein, so daß sie auf keine Frage, was sie noch mehr wünschen, keine Antwort geben.

Goethe sieht sich wieder in sein Zimmer zurück. Da aber fangen die beiden napoleonischen Soldaten an, größeren Lärm zu schlagen und Betten zu verlangen. Der Sekretär macht ihnen klar, daß hier schon lebhafte Soldaten schlafen und daher keine Betten mehr zur Verfügung stehen. Darauf stürzen sich die beiden Traktanten im Aufholraum mit blanken Waffen die Treppe hinauf in das Zimmer Goethes und dringen auf den Dichter ein. Im gleichen Augenblicke aber ertönt Christiane Vulpinus, begleitet von einem Weimarer Bürger, der im Goetheischen Hause Schutz gesucht hat, über die Hintertreppe in Goethes Zimmer und wirft sich mit aufwieder Kraft schützend vor den Dichter. Mit Hilfe des nachfolgenden Mannes bringt sie die beiden Soldaten aus dem Zimmer und riegelt sich und ihren geliebten Goethe ein. Flühend ziehen die beiden betrunkenen französischen Soldaten von dannen. Christiane Vulpinus hat ihrem Goethe das Leben gerettet.

Von Dank erfüllt für seine Christiane ermahnt der Dichter am nächsten Morgen. Zwei, drei Tage geben dahin. Immer mehr französische Truppen ziehen durch die Stadt. Goethe steht im Schutze der französischen Marschälle. Er hat die Sicherheit für sein Leben wieder. Aber noch hat er nicht die Schreckensnacht vergessen, in der sein Leben fast ein Ende finden sollte.

Am dritten Tage nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt schickt er seinen Boten mit einem Briefe zu dem weimarerischen Hofprediger. „Diese Tage und Nächte ist ein alter Vorfall bei mir zur Reife gekommen: Ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen, als die Meine.“

Und am Sonntag, am vierten Tage, nach der unglücklichen Schlacht, führt er Christiane Vulpinus, die schon achtzehn Jahre lang an seiner Seite gelebt hat, in der Hofkirche zu Weimar vor den Traualtar. Er, der geacht hat, daß der wahrhaft große Mensch das Geleit in sich trägt, besaß kein bürgerliches Geleite. Sein Trauring trägt das Datum des für Preußen schicksalsschweren Tages des 19. Jahrhunderts; des 14. Oktober 1806, des Tages der Schlacht von Jena und Auerstädt, dem die Schreckensnacht folgte, in der ihn Christiane mit ihrem Leibe vor dem Tode bewahrte.

Hermann Ulrich-Hannibal

Steuern auf das Halten von Hundstumpfsangern in privaten Räumen unzulässig. Den Bestimmungen mehrerer Gemeinden ufm. das Halten von Hundstumpfsangern in privaten Räumen zu besteuern, ist durch die Verordnung des Reichspräsidenten vom 1. Dezember 1930, Reichsgesetzblatt I, S. 517, ein Ende bereitet worden. Auf Grund dieser Verordnung, fünfter Teil, Artikel 3, Nr. 3, ist in das Finanzauswahlgesetz ein § 17a eingefügt worden, der wie folgt lautet: „Steuern auf das Halten von Geräten zu Empfang und Wiedergabe des Rundfunks in privaten Räumen dürfen nicht erhoben werden.“ Da diese Vorschrift nach Artikel 10 Nr. 2 a. a. O. am 3. Dezember 1930 in Kraft getreten ist, ist die Erhebung der vorerwähnten Steuern nicht zulässig.

Theater und Musik

Badisches Landestheater

Zahlenmäßiger Rückblick auf die Spielzeit 1930/31

Das Schauspiel brachte im ganzen 33 verschiedene Werke zur Aufführung, darunter 2 Uraufführungen und 21 Erstaufführungen, von denen besonders Ferdinand Brunnert, Elisabeth von Engel, Bruno Frank, Sturm im Wasserkreis, Das Ständchen bei Nacht von Leo Benz, Maurice Rostand, Der Mann, den sein Gewissen trieb, Franz Werfels, Das Reich Gottes in Böhmen, Stefan Zweigs, Das Leben des Arment und Carl Zuckmayers, Der Hauptmann von Köpenick, nachhaltige Wertaufnahmen und demgemäß die meisten Wiederholungen erzielt. — Die 6 Neueinführungen von Werken der Weltliteratur waren Hebbels „Nibelungen“ (1. und 2. Abend), Goldonis „Der Diener zweier Herren“, Lessings „Emilia Galotti“, Shakespeares „Der Kaufmann von Venedig“ und „Julius Cäsar“.

Die höchste Zahl der Wiederholungen einschließlich der Volksbühnen- und Schüleraufführungen erreichten: „Der Hauptmann von Köpenick“ mit 15, Hebbels „Nibelungen“ 1. und 2. Teil mit je 10, Anzeias „Das Leben des Arment“ mit 11, das Weimarer Märchen Ulrich von der Trensche, „Der große Christ“, „Sturm im Wasserkreis“, „Der Kaufmann von Venedig“, Bruno Frank „Sturm im Wasserkreis“, mit je 9, Brunnerts „Elisabeth von Engelland“ und Engel-Grimmards „Die Prinzessin und der Eisbär“, mit je 8, Masberg und Hesses „Kontingenz“, mit 7, Bernauer, Oesterreichers „Konto X“, Alexander Engels „Solita lauff sich einen Mann“ und Schillers „Wilhelm Tell“ mit je 6 Aufführungen.

Die Oper brachte im ganzen 40 verschiedene Werke, darunter 8 Erstaufführungen, 14 Neueinführungen und 18 Wiederholungen. — Der Vorkursliteratur gehören hier von 26 Werken an, darunter die zur Erstaufführung gekommenen Einakter Puccinis, „Schweiser Angelica“ und „Der Mantel“. Aus der neuen und neuesten Opernliteratur erschienen 4 Werke, darunter — als Erstaufführung — Anzeias „Das Leben des Dreif“, und Weinbergs „Die geliebte Stimme“.

Die Höchstaahl der Wiederholungen erreichten Benachts Schwan-Operette „Meine Schwester und ich“, mit 21, Wagner „Lohengrin“, mit 10, Joh. Strauß „Der lustige Bauer“, mit 9, Büxts „Garmen“ und Korings „Zar und Zimmermann“, mit 8, Puccinis „Bohème“, Kreutzers „Nachfolger in Granada“, Richard Strauß „Arienavaler“, Alzabams Operette „Victoria und ihr Vuar“, mit je 7, Berdis „Ballast“, Offenbachs „Die schöne Helena“ und Korings „Raffenschied“, mit je 6 Aufführungen. Das Ballet bot 3 verschiedene Vorstellungen, bei denen Gustav „Don Juan“ als Uraufführung, Mozarts „Liebesprobe“ (in neuer Fassung) als Uraufführung und die „Jocobselegende“ von Richard Strauß als Neueinführung zur Aufführung kamen.

Ferner fanden, wie alljährlich, 6 Festnachts-Kabarett-Aufführungen statt.

Das Landestheaterorchester veranstaltete 9 Sinfoniekonzerte (davon 1 in der Festhalle) und 3 Volksmusikkonzerte in der Festhalle, außerdem eines „Müner-Abend“. Die Vernachlässigungen des Badischen Landestheaters ergaben insgesamt bei 299 Spieltagen 888 Aufführungen. Davon entfallen auf das Schauspiel mit Einschluß von 4 auswärtigen Gastspielen (in Landau und Neustadt) 178, auf die Oper mit 9 auswärtigen Gastspielen (in Landau und Neustadt) 181, auf das Festnachts-Kabarett-Vorstellungen, ferner ein einmaliges Gaffspiel des „Saronischen Theaters“ und eine Gedent-Morgenfeier für Siegfried Wagner. — Endlich sind noch 2 „Bunte Bühnenabende“ (in Neustadt und Landau) zu verzeichnen.

Literatur

Wie an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags- und Buchhandlung bezogen werden.

Gegenwartigkeit. Das neueste Heft der eleganten Welt stellt sich als Weltmarke dar. Die Bedürfnisse, die dazu dienen, um zu reisen und in der äußeren Erscheinung angenehm zu wirken, finden in der illustrierten Welt eine sinnvolle und jagende Darstellung. Auch die moderne Wohnkultur zeigt in reißenden Bildern die Fortschritte, welche das Kunstgewerbe auf diesem wichtigen Gebiete einer zeitgemäßen Lebensgestaltung gemacht hat. Selbstverständlich kann man sich auch über die bedeutendsten gesellschaftlichen Ereignisse in Bild und Wort informieren.

„Ihr seid verrückt, Kameraden, in kurzer Zeit kommen wir an eine Schaafung, finden Unterkunft, sind gerettet!“ rufe ich ihnen zu. Sie glichen mich an, misstrauisch und teilnahmslos. Sie sind der Verweilung nahe und wünschen sich den Tod. Die armen Kerle tun mir leid. Und dennoch schreie ich sie an. Ich schreie wie wahnsinnig auf sie ein. — Das blift. Sie reagieren.

Wir ziehen weiter. Ich komme mir vor wie ein Bärenreiter. Ich muß die unglücklichen und Verweilenden geradezu schieben und vorwärts stoßen. Ein hübsches Elend habe ich um mich. Körperlich ruiniert, seelisch gebrochen, dem grauenhaften Urwaldschiffal preisgegeben, wenn ich sie nicht mitreibe und in ihnen die letzte Energie aufzurütteln vermag. Ich mußte ihr Führer sein. Ich, der ich doch selbst nur noch ein wandelndes Viehquädel war.

Waldunübersichtliche Tage ziehen wir jetzt durch den Urwald! Nacht- und dämmerige Tage furchtbares Leid und Elend. Wieder sinkt die feurige Lichtkegel, die Sonne, in die Nacht und läßt uns im dunkeln funstigen Urwald zurück. Apatthisch und ermattet richten wir unser Nachtlager. Regen das Feuer an und verfallen in einen tiefen Schlaf. Schlafen in den 49. Tag hinein.

Bei Tagesgrauen wälzen wir uns um das halberlöschene Feuer, hängen trüben Gedanken nach. Endlich nach langem Hin und Her raffen wir uns auf und setzen unseren Marsch fort. Willi Soenig aus Hamburg tat mir besonders leid. Er kann kaum mehr laufen. Er hat einen sehr schlimmen Fuß mit stark angefaulten Stellen. Dazu keine Fußbekleidung. Im Gänsemarsch ziehen, nein, schleichen wir entmutigt weiter.

Gerettet
Da plötzlich in zweihundert bis 300 Meter Entfernung gemahnen wir die Rauchschmoke eines Feuers. Berwirt bleiben wir stehen! Sorehen! Rauchen! Was ist das? Neue Gefahr, oder endlich Erleuchtung. Wo das Feuer berrißt, können wir nicht erkennen, das Gefährliche ist zu dicht.

Auf allen Meeren trieben wir vorsichtig auf die Rauchschmoke zu. Bald können wir feststellen, daß der Rauch aus einer Siedlung kommt, es sind Buschnecker, die hier hausen. Wir erheben uns und laufen demnagslos in das Hüttenbüschchen der Buschnecker hinein.

Erstaunt, sprachlos umringen uns die Urwaldbewohner. Erstaunt und sprachlos stehen wir ihnen gegenüber. Wir sind nicht imstande, uns mit ihnen sprachlich zu verständigen. Wohl wünschen sie uns an und wir auch sie. Aber ein Kopfschütteln können wir ihnen nicht geben. Mit Händen und Füßen können wir schließlich zu einer Verständigung. Die Necker begreifen end-

lich, was wir wollen und wo wir herkommen. Gutmütig und freundlich laden sie uns ein, zu bleiben.

Wir befinden uns mitten im Neckerdörfchen, auf dem sogenannten Felsplateau, wo die Bewohner der Siedlung ihre besonderen Feste abhalten pflegen. Rund um den Platz stehen die vielen kleinen runden Hüttenbauten, die bis zu einem Meter hoch mit Wörtel aufgeführt sind; ihre Vordächer sind mit Palmblättern gedeckt. Eine runde Öffnung stellt den Eingang zur Hütte dar, durch den man aber nur kriechend ins Innere gelangen kann. Die Necker sind beinahe völlig unbekleidet, die Kinder überhaupt völlig nackt. W und u trägt ein Necker oder eine Neckerin irgend ein abgenutztes, grellfarbiges europäisches Kleidungsstück.

Wir werden mit dem Nationalgericht der Necker bewirtet, nämlich mit Reis und Salschiff. Wir sitzen um die große Holzschüssel und essen. Verzehren dabei die Geschichte wie ein Patient beim Zahnarzt. Es schmeckt uns nicht recht. Die Speise ist für uns ausbeugende Menschen zu sehr gewürzt, besonders zu sehr gesalzen. Ich erkläre aber meinen Leuten, daß wir diese gastfreundlichen Menschen nicht beleidigen dürfen und verdrücken etwas von den Fischen essen müßten. Die ganze Kolonie ist um uns versammelt, befeht uns mit gutmütigen Blicken und alle freuen sich, daß wir ihre Gastfreundschaft angenommen haben.

Das Essen ist vorbei. Wir legen uns in den kühlen Schatten einer Palmgarbe, rufen uns aus und freuen uns, endlich wieder einmal unter Menschen zu sein. Ein Necker teilt mir durch Zeichen mit, daß wir gegen Mittag vorzukommen sollen. Robin, verstehe ich nicht, vielleicht in eine weiter im Land gelegene Plantage.

Gegen elf Uhr vormittags gehen wir in Begleitung von sechs Neckern an das nahegelegene Hüfcher. Wir freuen uns aufrichtig, daß wir in diesen wenigen Stunden bei den Buschneckern so viel Freundschaft haben erfahren dürfen. Leutselig, zuvorkommend und hilfsbereit waren die Bewohner der Niederlassung. Gestärkt und frohgemut nehmen wir in den drei bereitgestellten Kanus Platz, Leocardie aus Wiesloch und Groß aus Frankfurt sitzen im ersten Boot, Röhls aus Nürnberg und Lohr aus Dresden im zweiten und im dritten nehmen König, Soenig und ich Platz. In jedem Boot verbleiben zwei Necker den Bootsdienst. In rascher Fahrt geht es flussabwärts. Links und rechts umfließt der Urwald, den wir ja zur Genüge kennen gelernt haben, unsere Fährstraße. Voll Glauben hängen unsere Blicke an diesem Walde. Nochmal durchleben wir in Gedanken die vielen Ereignisse. Die Sonne brennt hernieder, so daß wir genötigt sind, unsere Köpfe mit Palmblättern zu bedecken.

(Fortsetzung folgt.)